

# Methoden der Geisteswissenschaften

6

## Eine Selbstverständigung

Herausgegeben von

Dirk Hartmann, Amir Mohseni, Erhard Reckwitz,  
Tim Rojek, Ulrich Steckmann

© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2012

## Einleitung

Anfang Januar 2008 ließ eine überregionale Tageszeitung das gerade vergangene ›Jahr der Geisteswissenschaften‹ Revue passieren und gelangte zu der Einschätzung, dieses sei »ergebnislos zu Ende« gegangen (Heidenreich 2008). Für die Geisteswissenschaften habe sich – abgesehen von »ein wenig mehr Aufmerksamkeit« – keinerlei Verbesserung ihrer Lage eingestellt. Spätestens seit den 1980er Jahren ist für die Beschreibung dieser Lage das Wort ›Krise‹ in allgemeinem Gebrauch. Dies betrifft auch die geisteswissenschaftlichen Selbstthematizierungen. In dem 2005 veröffentlichten *Manifest Geisteswissenschaften* ist bereits von der »Krise der ›Krise«‹ die Rede. Die Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes haben dagegen nicht vor, eine weitere Stufe der Zuspitzung geisteswissenschaftlicher Notlagen auszurufen.

Aus dem außer- wie innerwissenschaftlichen Blickwinkel werden die Geisteswissenschaften heute oft als mehr oder minder zukunftsunfähige Problemkinder der Aufklärung wahrgenommen. Dieser Wahrnehmung liegen im wesentlichen zwei Vorannahmen zu Grunde, die allerdings gern im Modus der Diagnose präsentiert werden: Erstens wird bezweifelt, dass es sich bei den Geisteswissenschaften überhaupt um ›echte‹ Wissenschaften handelt, und zweitens wird ihre Nutzlosigkeit beklagt. Beide Überzeugungen treten für gewöhnlich im Verein auf: Wer geisteswissenschaftliche Forschung am Wissenschaftlichkeitsparadigma der Natur- und Ingenieurwissenschaften misst und für ungenügend befindet, der wird sich über den an die geisteswissenschaftliche Adresse gerichteten Nutzlosigkeitsvorwurf zumindest nicht mehr weiter wundern.

Betrachtet man zunächst den Vorwurf mangelnder Wissenschaftlichkeit, so lässt sich feststellen, dass die Geisteswissenschaften in dieser Hinsicht im-

merhin ›krisenerprobt‹ sind. Schon Wilhelm Diltheys historische Bemühungen um eine erkenntnistheoretische Grundlegung der Geisteswissenschaften waren ausdrücklich auch durch das Ziel motiviert, diese (wieder) auf Augenhöhe mit den etwa ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend dominanten Naturwissenschaften zu bringen.

Es kann als Indiz für den paradigmatischen Status naturwissenschaftlicher Methodenideale und Erklärungsmodelle gelten, dass selbst unter Studierenden geisteswissenschaftlicher Fächer nicht selten die Ansicht vorherrscht, der Ausdruck ›Forschung‹ beziehe sich allein auf *empirische* oder sogar nur auf im engeren Sinne experimentelle Forschung, wie sie von den Naturwissenschaften sowie von denjenigen Sozialwissenschaften betrieben wird, die sich auch an den Methodenidealen der Naturwissenschaften orientieren. Durch die Prominenz des Forschungsbegriffs der Naturwissenschaften sieht sich sein geisteswissenschaftliches Pendant zunehmend marginalisiert. Eine bis heute einflussreiche Strategie, den auf den Geisteswissenschaften lastenden Legitimierungsdruck zu mindern, knüpft an die sogenannte »Zwei-Kulturen-These« an, die der Physiker und Romancier Charles Percy Snow bereits im Jahre 1959 formulierte und damit eine weitläufige Debatte auslöste. Dieser These zufolge findet in den modernen Gesellschaften eine Entwicklung statt, in deren Zuge der Einzelne nicht mehr in die Lage versetzt wird, natur- und geisteswissenschaftliches Denken auf harmonische Weise integrieren zu können:

I believe the intellectual life of the whole of western society is increasingly being split into two polar groups. [...] Literary intellectuals at one pole – at the other scientists [...]

Während die Natur- und Ingenieurwissenschaften als Triebkräfte des Fortschritts in der wissenschaftlich-technischen Kultur der Moderne zu gelten hätten, sei die Arbeit der ›literarisch Gebildeten‹ (*literary intellectuals*) auf die Sicherung, Kommentierung und Weitergabe der Bestände kultureller Überlieferung gerichtet. In diesem Zusammenhang ist zu berücksichtigen, dass sich der Ausdruck ›Wissenschaft‹ (*science*) in der anglo-amerikanischen Wissenschaftstradition ohnehin nur auf diejenigen Wissenschaften bezieht, die dem naturwissenschaftlichen Modell entsprechen. Den *sciences* stehen die *humanities* gegenüber, für die der wissenschaftstheoretisch und methodologisch hohe Anspruch der deutschen Geisteswissenschaften von vornherein nicht in Anspruch genommen wird.

Die Snow-These, die bei ihrem Autor noch Anlass für eine kritische Bewertung der Wissenschaftsentwicklung war, wurde in der nachfolgenden Diskussion häufig schlicht als soziologischer Befund aufgefasst, der den Ist-Zustand als gleichsam kausal notwendige Folge ›kultureller Evolution‹ beschreibt. Allein es ließ sich auch in dieser Lesart noch ein Argument für die ›Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften‹ schmieden: Im Deutschland

der 1970er und 1980er Jahre verfochten Vertreter der Ritter-Schule (Odo Marquard, Hermann Lübbe) die sogenannte »Kompensationstheorie«. Die Entgegensetzung von Natur- und Geisteswissenschaften wurde dabei unter Bezug auf Snow im Sinne einer unausweichlichen funktionalen Differenzierung interpretiert. Die Aufgabe der Natur- und Ingenieurwissenschaften bestünde demzufolge darin, den wissenschaftlich-technischen Fortschritt am Leben zu halten, während der Zweck der Geisteswissenschaften darin liege, die »lebensweltliche[n] Verluste« auszugleichen, die sich im Prozess dieses wissenschaftlich-technischen Fortschritts zwangsläufig einstellten. Die entsprechenden geisteswissenschaftlichen Kompensationsleistungen seien in Form von Sensibilisierungs-, Bewahrungs- und Orientierungsgeschichten zu erbringen. Diese Aufgabenzuweisung sollte verständlich machen und legitimieren, warum sich die ›Wissenschaftlichkeit‹ der Geisteswissenschaften auf gänzlich andere Weise manifestiert als die der Naturwissenschaften: In ›methodischer‹ Hinsicht betrieben die – recht verstandenen – Geisteswissenschaften ein im Wesentlichen narratives Geschäft, dessen Funktion und Erfolgskriterium darin bestehe, lebensweltliche Akzeptanz für einen geradezu naturwüchsig ablaufenden Modernisierungsprozess zu erzeugen und aufrechtzuerhalten. Die Kompensationstheorie sah sich zwar von Anfang an vehementer Kritik ausgesetzt und verschwand auch schließlich wieder aus den geisteswissenschaftlichen Selbstverständigungsdiskursen. Nichtsdestoweniger fragt es sich, inwieweit aktuelle Bemühungen, das öffentliche Ansehen der Geisteswissenschaften durch verstärkte ›Anwendungsorientierung‹ zu steigern, zum Teil (gewollt oder ungewollt) nicht doch gerade wieder den Weg beschreiten, den die Kompensationstheorie vorgezeichnet hatte – wenn nämlich die ›Anwendung‹ wesentlich in der Schaffung von Akzeptanz für wissenschaftlich-technischen Fortschritt und seine Folgen gesehen wird.

Freilich ist die allgegenwärtige Rede von der neuen ›Anwendungsorientierung‹ der Geisteswissenschaften zunächst einmal gut gemeint – sie soll schließlich den Nutzlosigkeitsvorwurf entkräften. Betrachtet man allerdings die Praxis, in welcher sich die Semantik dieses Jargons derzeit operationalisiert, so findet man hier stillschweigende Voraussetzungen am Werk, die durchaus kritisch zu reflektieren sind. In diesem Zusammenhang wird immer deutlicher, dass die überkommene Geschichte vom ›Kampf der Wissenschaftskulturen‹ – Naturwissenschaft gegen Geisteswissenschaft – die gegenwärtige Situation zunehmend inadäquat beschreibt, ja die eigentliche Problematik sogar verschleiert. Längst geht es nicht mehr um die Unterscheidung zwischen ›exakter‹ und ›ungefährer‹ Erkenntnis oder empirischer und begrifflicher Arbeit. Was den Wissenschaftsbetrieb heute vorrangig spaltet, ist vielmehr ein ganz anderes, keineswegs neues, aber erst in den letzten Jahrzehnten immer unverblümter auftretendes Unterscheidungskri-

terium: ›Geld erwirtschaftende‹ und ›Geld vergeudende‹ Wissenschaften. So konnten beispielsweise Nanotechnologie und Wirtschaftsinformatik ihren gegenwärtig überragenden Rang als Vorzeigewissenschaften nur auf dem Boden einer Entwicklung erlangen, in deren Verlauf die positive Rückwirkung wissenschaftlicher Forschung auf den Markt zur Richtschnur wissenschaftlicher Arbeit avancierte. Die Ökonomisierung geistiger Leistungen durchdringt zunehmend die gesamte Sphäre von Forschung und Lehre. Die trotz aller ›Universitätsfreiheitsgesetze‹ stark rückläufige Unabhängigkeit des Wissenschaftsbetriebs während der letzten zehn Jahre ist ein (zumindest für jeden ›Insider‹) unübersehbarer Ausdruck hiervon. Sieht man nun vor diesem Hintergrund etwas genauer hin, so findet man, dass die mit der Implementierung von Marktmechanismen bezweckte ›Optimierung‹ geistiger Schaffensprozesse ihre ›vielversprechenden‹ Forschungsfelder keineswegs gemäß eines Kriteriums der Anwendung natur- anstatt geisteswissenschaftlicher Methoden selektiert, sondern vielmehr Risse in beide Bereiche treibt: Allgemeine Pädagogik tritt hinter empirische Bildungsforschung zurück, die noch vor wenigen Jahrzehnten blühende Evolutionsbiologie sieht sich inzwischen von der Molekulargenetik in den Schatten gestellt und allenthalben entstehen Disziplinen, die als präziser, nützlicher, innovativer (mit einem Wort: ›exzellenter‹) als ihre althergebrachten Pendants gelten, weil sie das Präfix *neuro* im Namen führen. So haben wir es inzwischen mit »Neurophilosophie«, »Neuroethik«, »Neuroästhetik«, »Neuropädagogik«, »Neurorechtswissenschaft« und sogar »Neurogermanistik« zu tun. Zur Vermeidung möglicher Missverständnisse: Entsprechende Forschungsfelder mögen durchaus ihre wissenschaftliche Berechtigung haben. So wenig es uns darum geht, das verkehrte Feindbild Naturwissenschaft zu bemühen, so wenig haben wir Interesse an der Konstruktion neuer Oppositionen innerhalb der Wissenschaft. Es ist an dieser Stelle lediglich darauf hinzuweisen, dass wissenschaftliches Arbeiten in jeder Disziplin zwangsläufig an Niveau verliert, wenn es sich in Inhalt und Methode durch wissenschaftsfremde politische Vorgaben und Kriterien beherrschen lässt. Machen sich Wissenschaftler diese im Interesse der Wahrung der eigenen Karrierechancen zu eigen, so kann es auf Dauer zur systematischen Selbstentfremdung ganzer Disziplinen kommen. Um es einmal in aller Deutlichkeit zu sagen: Die sich nun schon seit geraumer Zeit vollziehende Ökonomisierung des gesamten Wissenschaftsbetriebs ist zutiefst *wissenschaftsfeindlich*.

Indessen ist aus dem Gesagten nicht zu schließen, dass hier nur wieder die alte aristotelische These verfochten werden soll, wissenschaftliche Erkenntnis müsse allein um ihrer selbst willen gesucht und befördert werden. Gerade wenn Wissenschaft nicht Drittmittelgebern ausgeliefert werden soll, braucht sie unter Knappheitsbedingungen auch einer Legitimation, die über die Frage der prinzipiellen ethischen Zulässigkeit ihrer Themen, Methoden

und potentiellen Anwendungen hinausgeht. Dass mit Bezug auf das Mantra ›Erkenntnis als Wert an sich selbst‹ die Frage nach dem Nutzen der Wissenschaft für die Gemeinschaft lange Zeit geradezu tabuisiert war, hat sicher mit dazu beigetragen, dass dieser schließlich über ökonomisch verkürzte Maßstäbe ›objektiviert‹ werden konnte.

Gleichwohl bleibt es richtig, dass der einzelne Wissenschaftler *wissenschaftliche* Bestleistungen in Forschung und Lehre niemals aufgrund extrinsisch gesetzter ›Leistungsanreize‹ erzielen wird, sondern allein motiviert durch ein echtes intrinsisches Interesse an der Sache selbst. Verwehrt man ihm die vom Grundgesetz garantierte Freiheit bzw. höhlt sie auf indirekte Weise aus, so entfremdet man ihn seiner Tätigkeit mit der Folge, dass Qualität und Originalität zwangsläufig leiden werden – allen möglicherweise noch so gut gemeinten Absichten von an entsprechenden Reformen beteiligten Akteuren zum Trotz. Entscheidend ist daher die Einsicht, dass die Freiheit der Wissenschaft eine Bedingung der Möglichkeit für Qualität und Innovation nach *wissenschaftsimmanenten* Maßstäben ist und gleichzeitig keineswegs in einem Spannungsverhältnis mit der Forderung steht, dass die historisch entstandenen und sich weiter fortentwickelnden wissenschaftlichen Disziplinen als Praxen auch einen ›Nutzen für die Gesellschaft‹ haben sollen. Abzulehnen ist in diesem Zusammenhang vielmehr nur ein ökonomisch oder anderweitig verkürzter Nutzenbegriff.

Naturwissenschaften beispielsweise stützen im Ganzen unsere im engeren Sinne technischen Praxen. Schon der Nutzen von Technik besteht *nicht* in erster Linie darin, dass sich mit ihr Profite erwirtschaften lassen, sondern darin, uns das Leben zu erleichtern. Freilich lässt sich technisches Wissen aufgrund seines direkten Mittelcharakters besonders leicht ökonomisch verwerten, und daher scheinen die Naturwissenschaften vordergründig von einer ›Durchökonomisierung‹ von Kultur und Gesellschaft zunächst zu profitieren. In Wahrheit verlieren auch sie jedoch an Freiheit und Vielfalt, weil unter solchen Bedingungen die (Wieder-)Ausschreibung von Lehr- und Forschungsstellen nicht nach wissenschaftsinternen Gesichtspunkten – etwa der systematischen Abdeckung von Gebieten der Grundlagenforschung –, sondern allein an solchen des Marktes erfolgt.

Wie man an der Kosmologie und der Evolutionsbiologie sehen kann, erschöpft sich bereits der Nutzen der Naturwissenschaften nicht in der Stützung technischer Praxen – sie tragen vielmehr auch zu unserem ›Weltbild‹ und damit zu unserer kritischen Selbstvergewisserung bei. Gerade das ist auch ein wesentlicher Aspekt des Nutzens geisteswissenschaftlicher Forschung. Geisteswissenschaften stützen die in unserer Gesellschaft verankerten kulturellen und soziopolitischen Praxen. In diesen geht es um die Erringung, Bewahrung und Vertiefung eines kritischen Verständnisses eige-

ner und fremder Kultur und ihrer Geschichte, um die rationale Bewältigung normativer Herausforderungen, um den gewaltfreien und gerechten Umgang mit Konflikten, und nicht zuletzt auch um die Erziehung und Bildung junger Menschen im Sinne ihrer Befähigung zu selbständig kritischem und kreativem Denken und Handeln. Wenn man den Geisteswissenschaften heute etwas vorwerfen muss, dann nicht, dass sie ökonomisch ›nichts einbringen‹, sondern vielmehr, dass sie etwa seit der zweiten Hälfte der 1980er Jahre es zunehmend versäumt haben, ihre wichtige soziopolitische und kulturkritische Funktion auch öffentlichkeitswirksam wahrzunehmen. Sie tragen eine Mitschuld daran, dass der Wert von Bildung, Wissenschaft, ja von Kultur überhaupt, heute mit allergrößter Selbstverständlichkeit und allen gegenteiligen Lippenbekenntnissen zum Trotz letztlich an ökonomischen Maßstäben bemessen wird.

Aus dem oben Gesagten sollte hervorgegangen sein, dass die sogenannte ›Krise der Geisteswissenschaften‹ in Wahrheit ein Symptom für eine viel tiefer liegende und grundsätzlichere Krise unserer (post-)modernen Gesellschaft ist, die als solche noch kaum verstanden wird. Die wissenschaftliche Analyse und politische Bewältigung unserer Gegenwart liegen als gesamtgesellschaftliche Aufgaben noch fast gänzlich vor uns.

Als sich Vertreter der verschiedenen Fächer der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Duisburg-Essen zusammensetzten, um intensiv über die Methoden der Geisteswissenschaften zu diskutieren, war der unmittelbare Anlass ein von vielen Kolleginnen und Kollegen bedauerter Umstand: Die Zunahme der Verwaltungsaufgaben, Prüfungsverpflichtungen sowie der stetig steigende Druck zur Einwerbung von Drittmitteln haben dazu geführt, dass man sich mittlerweile nur noch in Gremien und Kommissionen trifft. Zur gemeinsamen Diskussion wissenschaftlicher Fragen bleibt keine Zeit mehr – und das, obwohl man doch eigentlich Tür an Tür arbeitet. Dies musste in der Tat besorglich stimmen, vor allem, wenn man es dem gegenüberstellt, was Wilhelm von Humboldt um 1810 in seiner später berühmt gewordenen Denkschrift über die Idee der Universität schrieb:

Da aber auch das geistige Wirken in der Menschheit nur als Zusammenwirken gedeiht, und zwar nicht bloss, damit Einer ersetze, was dem Anderen mangelt, sondern damit die gelingende Thätigkeit des Einen den Anderen begeistere und Allen die allgemeine, ursprüngliche, in den Einzelnen nur einzeln oder abgeleitet hervorstrahlende Kraft sichtbar werde, so muss die innere Organisation dieser Anstalten ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten.

In der Tat ist *nur so* Exzellenz möglich. Da sich an der allgemeinen Situation unmittelbar nichts ändern lässt, hat die geisteswissenschaftliche Fakultät im Dezember 2008 zunächst einen ganztägigen fakultätsinternen Workshop veranstaltet, der es Kolleginnen und Kollegen aller vor Ort vertretenen

geisteswissenschaftlichen Disziplinen ermöglichen sollte, miteinander ins wissenschaftliche Gespräch zu kommen. Am Ende fanden sich aus fast allen Disziplinen sehr viel mehr Teilnehmer zum Workshop ein als im Band zum Zuge kommen, und es entstand bei vielen Beteiligten der Wunsch, den einmal begonnenen Diskurs nun nicht einfach wieder abbrechen zu lassen, sondern ihn, wenn irgend möglich, fortzusetzen. In diesem Zusammenhang danken die Herausgeber dem Rektorat der Universität Duisburg-Essen für die Bereitschaft, das fakultätsinterne Projekt »Methoden der Geisteswissenschaften« für weitere zwei Jahre finanziell zu unterstützen.

Wenn man heute einen Band mit dem Titel »Methoden der Geisteswissenschaften« in der Hand hält, dann lässt sich zunächst der Eindruck wohl kaum vermeiden, dass hier aus der Defensive heraus einem äußeren Legitimationsdruck entgegnet werden sollte. Die Herausgeber hoffen, dass der Leser dieser Einleitung einen solchen Eindruck – sollte er ihn denn gehabt haben – inzwischen abgelegt hat. Da das kritisch reflektierte Begreifen dessen, was wir als Geisteswissenschaftler tun, und damit eben auch *wie* wir es tun bzw. tun *sollten*, seit jeher zu den konstitutiven Momenten unserer Arbeit zählt, entspricht die Selbstverständigung hierüber auch einem sich »von selbst verstehenden« intrinsischen und damit (zumindest idealerweise) von uns allen geteilten Bedürfnis unserer Zunft.

Mit Fokus und ständiger Bezugnahme auf die sich jeweils unterschiedlich aus gestaltende Methodenfrage behandeln die in diesem Band gesammelten Beiträge Themen aus der Geschichtswissenschaft, Germanistik, Kommunikationswissenschaft, Kunstwissenschaft, Literaturwissenschaft, Philosophie, Soziologie, Romanistik und Theologie. Der Leser wird dabei bemerken, dass es durchaus möglich ist, nicht nur geisteswissenschaftliche Themenstellungen der Objektebene auf methodisch unterschiedliche Weise anzugehen, sondern – auf der Metaebene – auch die Methodenfrage selbst: begrifflich-explikativ, empirisch-exemplifizierend, normativ-gegenstandskonstitutiv oder historisch-narrativ. Bei aller Diversität, die der Leser im Zuge der Lektüre des Bandes wird erfahren können, sind sich die Herausgeber hierüber jedoch absolut einig: So lange die Geisteswissenschaften sich durch jedwede Art äußerer Bevormundung hin- und hertreiben lassen, und so lange dadurch eine solch gemeinsame, kritisch-reflexive Arbeit der Angehörigen einer großen Fakultät in der Universitätslandschaft der Bundesrepublik eine Seltenheit darstellt, bleiben wir in Schiefelage.